

Julia Butschatskaja

»Das Institut war wie eine Familie«

Alltägliche Praxen in russischen und deutschen ethnografischen Kollektiven im Vergleich

Nicht bestätigte Forschungshypothesen: Über das Projekt »Ethnographie der EthnographInnen«

Die Erforschung ethnografischer Kollektive, die am Beispiel dreier Institutionen unternommen wurde (Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität Berlin [im Folgenden: IfEE HU], Museum Europäischer Kulturen Berlin [im Folgenden: MEK], Museum für Anthropologie und Ethnografie [Kunstkammer] der Russischen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg [im Folgenden: MAE])¹, zielte anfangs auf die Beschreibung ihrer Berufskulturen mittels eines semiotischen Instrumentariums. Ich fokussierte auf den informellen Diskurs und stellte die Frage danach, wie alltägliche Arbeitsroutinen und Kommunikationsstrategien unter den KollegInnen eines Instituts verlaufen und wie sie sie zu einem Kollektiv zusammenschweißen. Als Analysematerial dienten dabei Interviews, meine eigenen Beobachtungen sowie veröffentlichte Feldmaterialien und -beobachtungen anderer AutorInnen.²

Vor dem Beginn der Feldforschungsphase war meine Ausgangshypothese, dass sich

1 Dieser Aufsatz ist das Ergebnis einer Forschung im Rahmen des Projektes »Ethnographie der EthnographInnen: Anthropologie als Beruf. Ein russisch-deutscher Vergleich«, das 2012–2013 in Berlin durchgeführt und von der Stiftung des Abgeordnetenhauses von Berlin finanziert wurde.

2 Tatjana Schepanskaja, Symbolische Repräsentationen von Wissen im informellen Diskurs des ›Felds«, in: Galina Komarova (Hg.), *Anthropologie des akademischen Lebens: Adaptationsprozesse und adaptive Strategien*. Moskau 2008, S. 100–141 (in Russ.); Dies., Projektionen der sozialen Kontrolle im Berufsraum, in: *Ethnograficeskoje obozrenije* 5 (2008), S. 23–25 (in Russ.); Dies., Vergleichende Ethnographie von Berufen: alltägliche Praxen und Kulturcodes. Russland, Ende des 20. – Anfang des 21. Jahrhunderts, St. Petersburg 2010 (in Russ.); Tatjana Smirnova, Notizen einer Ethnographin, in: Galina Komarova (Hg.), *Anthropologie des akademischen Lebens: interdisziplinäre Forschungen*. Bd. II, Moskau 2010, S. 296–314 (in Russ.).

das Modell einer ›imagined community‹ im Sinne von Benedict Anderson³ auf Fachkulturen übertragen lässt. Das Konzept einer vorgestellten Gemeinschaft, das vor allem die Empfindung oder Vorstellung von der Identität/Zugehörigkeit als Faktor der nationalstaatlichen Konsolidierung in Europa herausarbeitete, bildete sich zunächst in Bezug auf die Erforschung des Nationalen. Versteht man unter vorgestellten Gemeinschaften große Kollektive, die nicht durch Netzwerke unmittelbarer persönlicher Kontakte vereinigt sind, sondern durch gemeinsame Identitäten oder die Vorstellung von ihnen, kann das Konzept auch bei der Erforschung anderer Vergemeinschaftungstypen angewandt werden. Z. B. können Gemeinschaften auf Basis von Religion, Politik, Gender oder Ort entstehen, wobei letztere als eine Art Symbol dienen, um welches sich kollektive Identität herum bildet und die entsprechende Gemeinschaft empfunden wird.⁴ Der Beruf kann also insofern eine imaginierte Gemeinschaft darstellen, als dass die ihn ausübenden Menschen und Kollektive delokalisiert sind und miteinander nicht immer unmittelbar kommunizieren, trotzdem aber eine gemeinsame Vorstellung von spezifischer Berufs- oder Fachidentität besitzen, die als Kriterium solcher Gemeinschaft auftritt und als Mechanismus ihrer Aufrechterhaltung dient. Eine weitere Hypothese war, dass solche Gemeinschaften spezifische Berufs- oder Fachkulturen entstehen lassen, die (wie jede Kultur) über eine beschränkte Zahl von Merkmalen verfügen (typische Zeichen, Verhaltensnormen, verbale Kommunikationsformen, innere hierarchische Strukturen und die nicht-biologische Reproduktion dieser Merkmale im Laufe der Sozialisation). Als Ergebnis wurde erwartet, dass sich die genannten kulturellen Merkmale für deutsche und russische ethnografische Wissenskulturen als identisch oder ähnlich erweisen werden, was praktisch bedeuten würde, dass russische und deutsche EthnografInnen-Kollektive über diese gemeinsamen Symbole des Berufs einander wieder- und als ›verwandt‹ anerkennen würden. In der Realität war das Ergebnis diametral entgegengesetzt, und die Hypothese über das Vorhandensein einer ›allgemein wiederzuerkennenden Ethnografen-Kultur‹ hat sich für die gegenwärtig beobachtete Situation nicht bestätigt.

3 Gemeinschaften, die auf der gemeinsamen Identität der Menschen basieren, die sich nicht unbedingt kennen oder räumlich benachbart sind, dafür aber die Dazugehörigen über gemeinsame Symbole identifizieren, s. Benedict Anderson, *Imagined Communities*, London 1983.

4 Tim Phillips, *Imagined Communities and Self-Identity: An Exploratory Quantitative Analysis*, in: *Sociology* 36 (2002) H. 3, S. 597–617.

Kollektivität in deutschen und russischen Beispielen

Sehr aussagekräftig scheint mir der Vergleich zwischen dem russischen und deutschen Material in Bezug auf die Dichotomie kollektiv vs. individuell. Kulturelle Unterschiede zeigen sich darin, wie sich diese Dichotomie in der Alltagspraxis realisiert. Ein Beispiel ist die Ausstattung von Mitarbeiterbüros in der Petersburger Kunstammer und in den beiden Berliner Institutionen. Schon auf den ersten Blick fallen verschiedene Raumkapazitäten auf: In Berlin (sowohl am IfEE als auch im MEK) belegen höchstens zwei Personen ein Büro, während im MAE mehrheitlich kollektive Arbeitsräume mit bis zu zehn Schreibtischen (aufgrund des generellen Platzmangels im historischen Gebäude des 18. Jahrhunderts) Usus sind. Dementsprechend unterscheidet sich der Arbeitsalltag von EthnografInnen: Auf die Frage, wo man arbeitet (Texte schreibt), haben meine Berliner InterviewpartnerInnen ihr Büro am Institut oder am Museum genannt, unter anderem aufgrund der strengen Differenzierung von Arbeits- und Freizeit. Kollektive überbelegte Arbeitsräume der Kunstammer ermöglichen es den WissenschaftlerInnen kaum, sich auf die gedankliche Arbeit zu konzentrieren; dafür sind sie eine gute Plattform für kommunikative Praktiken: Abteilungsbesprechungen, Kaffee- und Teepausen (früher auch Rauchen im Büro), informelle Gespräche, Geburtstags- und andere Feiern. Eine Situation gemeinsamen Essens und Trinkens mit KollegInnen stellt günstige Bedingungen für die informelle Kommunikation dar, vor allem für das Erzählen und die Tradierung von Berufsfolklore (Anekdoten und »Legenden« aus dem professionellen Leben und aus Feldaufenthalten), und führt somit zur Entstehung einer gemeinsamen informellen Berufskultur.

Das Verfahren der Feldforschung als zentraler ethnografischer Methode entspricht in russischen und deutschen Interview- und Beobachtungsdaten diesen unterschiedlichen Verhältnissen zwischen dem Kollektiven und dem Individuellen. In Berliner Institutionen – sowie allgemein in der westlichen Wissenschaftswelt – ist die Praxis einer individuellen Feldforschung verbreitet. Das kann natürlich dazu führen, dass die Ergebnisse praktisch nicht überprüfbar sind. Diese Situation wird durch die starke Selbstreflexion und Reflexion der Bedingungen im Feld kompensiert.

Ethnografische Institutionen in Russland orientieren sich mehrheitlich auf kollektive Feldforschungsprojekte (»Expeditionen«) und legen darauf viel Wert. Symptomatisch ist auch die Rolle von kollektiven Expeditionen im aktuellen Belohnungssystem von MAE:⁵ Es werden extra 15 bis 20 Punkte für eine Expedition im Jahr angerechnet,

5 Seit 2006 wurden an Instituten der Akademie d. Wissenschaften in Russland »Fördernde Auszahlungen, die die Erhöhung der Produktivität wissenschaftlicher Tätigkeit gewährleisten« eingeführt.

und zwar 15 Punkte für eine Gruppenfeldforschung mit weniger als drei Personen und 20 für eine kollektive Expedition, an der mehr als drei Personen teilnehmen, was letztendlich einen Zuschlag zum monatlichen Gehalt bedeutet. Aus den überwiegend kollektiven Feldforschungen resultieren auch Traditionen, die mit Feldforschungsreisen verbunden sind: Scherzhafte theatraalisierte Rituale, kollektive Narrative als berufliche Folklore oder spezifische Kommunikationsstrategien im Expeditionsalltag.

Die Interviews mit einzelnen Berliner GesprächspartnerInnen, die der älteren Generation angehören⁶ und Erfahrungen der Berufsausübung in unterschiedlichen politischen Systemen hatten, belegen Beispiele einer Kollektivität und weisen in diesem Hinblick viele Gemeinsamkeiten mit der bisher existierenden Berufskultur russisch-sowjetischer EthnografInnen auf – es wurden sowohl Gruppenfeldforschungen und -reisen, bei denen ein temporäres Kollektiv von Studierenden und Lehrenden entstanden war, als auch ein enger Zusammenhalt von Kollektivmitgliedern (Studierende eines Instituts, Mitarbeiter am Museum usw.) in der alltäglichen Arbeitskommunikation erwähnt:

»Wir haben immer gemeinsam gegessen, Mittag. Hatten eine lustige Anreise gehabt, haben viel Beatles gehört, das ist immer noch im Ohr. War ja ein kleines Institut damals – heute Marburg, ich weiß nicht, wieviele Hunderte Volkskundler – damals waren wir 20 bis 30, mehr nicht, wenn überhaupt so viele. Man kannte sich gut, wir haben alle Ergebnisse übers Wochenende im Institut geschrieben und gemeinsam gegessen, Abendessen gegessen und nachts um 12 wurde nochmals etwas gekocht. Wenn ein Buch fertig sein sollte – also das Institut war selber wie ein kleines Rechercheinstitut.«⁷

Dass die TeilnehmerInnen von Ethnografenkollektiven zu bestimmten Zeitpunkten besonders eng zusammengeschweißt waren, kann wohl Resultat einer politischen Situation sein, die z. B. in der damaligen BRD mit der allgemeinen Demokratisierung, dem politischen wie gesellschaftlichen Enthusiasmus nach 1968 verbunden war und die von den Interviewpartnern beschrieben wird:

Bei der Berechnung der Höhe von Auszahlungen (in Form von Zuschlägen zum monatlichen Gehalt) bekommen bestimmte Leistungen eine Zahl von Punkten, die, u. U. mit Koeffizienten multipliziert, miteinander addiert werden und schließlich eine Endsumme zusammenstellen. Diese wird nach einer komplizierten Formel in eine Geldsumme umgerechnet.

6 Prof. Dr. Ute Mohrmann, Dr. Erika Karasek, Prof. Dr. Konrad Vanja, Prof. Elena Ivanova.

7 Konrad Vanja, Interview vom 28.1.2013.

»Das war ein Projekt von Lehrenden und Lernenden. Da war die berühmte Demokratisierung der Gedanke Universität nach den 68er Jahren – Lehrende und Lernende gemeinsam. Eigentlich haben wir alle Projekte, die wir gemacht haben, so verstanden. Man macht mit den Professoren, mit Assistenten und Studierenden etwas gemeinsam. [...] Es gab natürlich Stammtische, nachdem Seminare fertig waren. Nach den Seminaren ging es in ein Lokal, es gab verschiedene Gaststätten, je nachdem, wo das Seminar stattfand, aber es waren klassische studentische Lokale, gemütliche. Fortsetzung des Seminars – das war vor allem die politische Zeit damals. War große Diskussion immer.«⁸

Institutskollektiv: Ein ›sozialistisches Arbeitskollektiv‹?

Die meisten Ähnlichkeiten in der Wahrnehmung kollektiver Formen beruflicher Tätigkeit im russisch-deutschen Vergleich beziehen sich auf die Narrative über den beruflichen Werdegang in der DDR-Zeit einerseits und die klassischen universitären und musealen Praxen russischer Ethnografen andererseits:

»Ja, die waren dann trotzdem gemeinsam auf Lehrveranstaltung. Ja, es gab nicht nur – es gab ab einer bestimmten Phase auch gemeinsame – oder Praktikum gemeinsam, oder Exkursionen gemeinsam. Die hatten schon Kontakte untereinander, weil die besonders wenige waren. Und natürlich spielte auch die Rolle die Komsomolzen bzw. die Freie Deutsche Jugend. [...] Aber bei der Kleingruppe der Ethnografen waren meistens alle politisch engagiert.«⁹

Organisiertes politisches Nebenengagement der (künftigen) WissenschaftlerInnen, welches auch für die sowjetische Wissenschaft häufig charakteristisch war, öffnete eine ganz andere Perspektive auf Kollektivität, als die, die für demokratische Bewegungen der 68er in den Marburger Beispielen bezeichnend war. Solche Kollektivität erweist sich als Merkmal der Arbeit wissenschaftlicher Institutionen im sozialistischen System. Ein kollektiv gestalteter Arbeitsalltag und kollektive Bewegungen im Raum sind offensichtlich Resultat einer vorgegebenen Struktur, einer Forderung des politischen Systems, das die Einzelgänger und Andersdenkenden zugunsten der angepasst handelnden und deswegen besser kontrollierbaren Gruppe, deren Mitglieder sich durch permanentes Zusammensein praktisch

8 Ebd.

9 Ute Mohrmann, Interview vom 21. 3. 2013.

auch gegenseitig kontrollierten, unterdrückte. Diese Forderung tritt implizit z. B. in einer aufklärerischen Serie »Gespräche über das sowjetische Gesetz« 1984 auf, wo das Wort »Disziplin« bis zu dreimal in jedem Absatz wiederholt wird: »Organisiertheit und Bewußtsein gehören zweifelslos zu Vorteilen der sozialistischen Ordnung. Das ist der Grund, warum unsere Partei der Disziplinverstärkung große Bedeutung beimisst. [...] Wie es im Art. 1 des Gesetzes über Arbeitskollektive steht, ist ihre Pflicht [...] die Stärkung der Arbeits-, Produktions- und Staatsdisziplin, ständige Sorge um die Entwicklung gesellschaftlich-politischer Aktivität von Kollektivmitgliedern. [...] Ohne die Behaltung einer strengen Disziplin sind hochqualitative Endleistungen der gemeinsamen Arbeit sowie sparsame Nutzung von materiellen Ressourcen unmöglich.«¹⁰ Ein Arbeitskollektiv wird somit in sozialistischer Rhetorik als primäre »gesellschaftliche Zelle« mit drei Hauptfunktionen – staatlich-politischer, ökonomischer und soziokultureller Erziehungsfunktion – betrachtet.

Ein wissenschaftliches Kollektiv ist an sich kein Phänomen des sozialistischen Systems, sondern fast obligatorisch für das wissenschaftliche Wirken überhaupt. Gegenseitiger Austausch mit anderen Personen, Kommunikation, die Konfrontation eigener Erkenntnisperspektiven mit denen anderer sind nach Jean Piaget unumgängliche Voraussetzungen wissenschaftlicher Erkenntnis.¹¹ Sozialpsychologische Forschungen über Kollektive in den 1980er-Jahren zeigen, dass die Kommunikation in wissenschaftlichen Kollektiven deswegen als besonders wichtig erscheint, weil mangelnde Verständigung unter den Mitarbeitern eine gemeinsame Tätigkeit verhindert und dadurch die Mitarbeiter nicht als einheitliches Subjekt kollektiver Wissensproduktion fungieren können.¹²

Als einzigartig kann die Organisation sozialistischer Wissenschaftskollektive gelten, die durch eine Reihe von Nebenfunktionen gekennzeichnet ist, welche das wissenschaftliche Kollektiv den durchorganisierten Brigaden in Betrieben gleichstellen. Solche Gruppen von Menschen weisen einige Merkmale auf, die Erving Goffman als charakteristisch für »totale Institutionen« bezeichnet hat: Sie sind geschlossene Gruppen, sie sind Orte und Milieus, in denen regelmäßig Berufstätigkeit ausgeübt wird; sie haben in dem Sinne einen allumfassenden und totalen Charakter, dass praktisch alle Aspekte des Lebens ihrer Mitglieder mit dieser Institution verbunden sind und tägliche Tätigkeiten in der unmittelbaren Gesellschaft einer großen Gruppe von anderen Schicksalsgefährten

10 Vjaceslav Maslennikov/Anatolij Tsepin, *Das sozialistische Arbeitskollektiv*, Moskau 1984, S. 4, S. 30–31.

11 Jean Piaget, *Comments on Vygotsky's Critical Remarks Concerning »The Language and Thought of the Child«, and »Judgement and Reasoning in the Child«, in: Attachment to L. S. Vygotsky, »Thought and Language«, Cambridge 1962, S. 9ff.*

12 Pavel Belkin/Evgenij Jemeljanov/Michail Ivanov, *Soziale Psychologie des wissenschaftlichen Kollektivs (in Russ.)*, Moskau 1987, S. 81.

ausgeführt und begleitet werden und einem von oben diktierten Plan und einem ebenso von oben vorgegebenen Regelsystem unterworfen sind, die dazu dienen, die offiziellen Ziele der Institution zu erreichen.¹³

Wissenschaftliches Kollektiv als geschlossene Gruppe

Den Charakter einer »totalen Institution« verlieh den wissenschaftlichen Kollektiven beider Länder vor allem die von dem politischen System diktierte Kontrolle und Überwachung der professionellen Tätigkeit sowie die Beschränkung der Bewegungsfreiheit, was die Fachleute zum Verbleib im relativ geschlossenen Umkreis zwang:

»Wissen Sie, wir, die wir ›Auslands-Ethnografen‹ waren, hatten ja überhaupt kein Feld gehabt damals! [...] Verstehen Sie, heutzutage fahren Sie zu Tagungen, oft, man lernt einander kennen, danach ist man befreundet und wenn man immer am gleichen Ort sitzt – dann formieren sich Beziehungen mit den Menschen, mit denen man in der Abteilung zusammen sitzt.«¹⁴

»Die 1. Abteilung? Ja, das konnte man merken. Zum Beispiel, bei den Australienforschern. Kabo und Butinov, sie galten als Revisionisten, weil Nikolaj Alexandrovitsch [Butinov] verschiedenartige westliche Wissenschaftsliteratur las und das gängige Bild einer Urgesellschaft durch die nicht immer geduldeten ›Korrekturen‹ ergänzte, die mit den damals verbreiteten Interpretationen nicht übereinstimmten. Und als 1964 der Internationale Ethnografie-Kongress in Moskau ausgetragen wurde, wurde er zur Teilnahme nicht zugelassen, stellen Sie sich vor! Er galt als gefährlicher Andersdenker, den man nicht vorzeigen durfte. Und dann musste er noch abwesend sein, indem die Delegation vom Kongress nach Petersburg auf Einladung kam. Und Kabo, Kabo hat man zur Auslandsreise nicht zugelassen. Als er nach Iran fahren wollte – es gab solche Möglichkeiten – hat er im Rajkom eine Absage gekriegt«¹⁵.

Weitere Merkmale einer geschlossenen Gruppe zeigten sich hinsichtlich des überwiegend konstanten Personenbestandes und der geringen Rotation infolge der lebenslangen Arbeitsbeziehungen:

13 Erving Goffman, *Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates*, New York 1961, S. 4–6.

14 Elena Ivanova, Interview vom 25. 6. 2016.

15 Ebd.

»Die Wissenschaftler, da gibt es schon eine längere Zusammenarbeit seit der Museumsinsel schon, also mit meiner Kollegin, mit Jane Redlin, oder auch mit Tina Peschel, wobei, ich war von [19]85 bis [19]88 nochmal an der Uni, um zu promovieren, war dann ein paar Jahre nicht da, kam dann erst [19]88 wieder. Und da waren die Kollegen inzwischen gekommen, und so nach und nach hat es sich eben so weiterentwickelt. Oder Irene ist [19]89 gekommen. Aber auch die Textilfrauen sind dann [19]89 dazu gekommen für die Mannschaft. Also kann man sagen, seit Ende der 80er-Jahre ist es so eine intensive Zusammenarbeit.«¹⁶

Das Kollektiv war an vielen Lebensstationen seiner Mitglieder präsent, indem es praktisch private Lebensereignisse mitkontrollierte:

»Die feierten in ihrer FDJ-Gruppe. Die Seminargruppe war zugleich eine FDJ-Gruppe. [...] Und diese FDJ-Gruppen hatten wieder übergeordnete Strukturen, die waren nicht immer in ihrer Kleingruppe zusammen, sondern ja die Ethnografen fahren dort hin oder da hin oder so. Das war dann wiederum auch offen. Das war ja nicht nur so, dass sie geschlossen waren, sie hatten ihre vorgegebenen Strukturen, die natürlich wissenschaftlich, politisch etc. [waren], also jugendpolitisch jetzt mal gesehen vorgegeben waren. Und innerhalb dieser Vorgaben Versammlungen, Treffs, Jubiläen, Feiertage, politische Feiertage, andere Feiertage, Jahresfeiertage, wie ich schon benannt hatte, Weihnachten, Fasching oder sonst noch was, alles fand innerhalb der Seminar- und FDJ-Gruppe statt [...] Kollektivehrungen für Leistungen, für bestimmte fachliche Projekte, die man im Rahmen entweder der FDJ oder Lehrveranstaltung, die aber entweder von der FDJ oder von der Universitätsleitung geehrt wurden, belohnt wurden. Das sind Anlässe für Feiern. [...] Dann die Feiern im Lebenslauf, die ja generell sind, die aber in ihren Formen, in ihren Inhalten Unterschiede haben. Das wäre dann also ja hauptsächlich-, hat jetzt einer einen runden Geburtstag im Kollektiv der Studierenden oder eben der Lehrenden, dann wird gefeiert. Oder jeder Geburtstag wird gefeiert. Und wurde ja gerne gefeiert. Oder es hat einer geheiratet. Und die Studenten haben vielfach auch schon Kinder bekommen.«¹⁷

Die extremste Form des Gemeinschaftslebens ethnografischer Kollektive als geschlossener Gruppe sind m. E. Situationen eines längeren Feldaufenthaltes, wie z. B. die Ernteeinsätze von Studierenden als eine der – z. B. in der UdSSR vom Bezirkskomitee der Partei ange-

¹⁶ Dagmar Neuland, Interview vom 24. I. 2013.

¹⁷ Mohrmann (wie Anm. 9).

ordneten – außerfachlichen Pflichtarbeiten, oder die Situation der Feldforschung (»Expedition«), wie sie für die russische Praxis und die DDR-Ethnografie typisch war und ist:

»In der Magdeburger Börde [lebten wir] teils zusammen und manchmal auch in Quartieren von Bauern. Also, von Genossenschaftsbauern getrennt. [...] Da habe ich irgendwo – ich weiß es nicht, wo – irgendwo auch Fotos, wo wir dann mit Bauern zusammen weggefahren sind und in so 'nem großen Wagen unterwegs waren mit denen, oder Picknick gemacht haben, und mit Leuten von der LPG, denn der eine von der Studiengruppe, der gehörte in das Dorf, der war da geboren, das war Zufall, aber der hat uns dann eingeladen in das Dorf, wo seine Eltern in der LPG waren, in der Genossenschaft, und da saßen wir oft zusammen. Damals hatten ja die LPGs noch eben diese Gemeinschaftseinrichtungen wie Küche und Aufenthaltsräume und Kulturräume und Pipapo, alles so, ja in der Genossenschaft und deshalb war es dann immer der Treffpunkt für alle.«¹⁸

Eine »klassisch ethnologische« Feldforschung sowie russische ethnografische Expeditionen setzen eine mehrtägige oder -monatige Arbeit und Leben vor Ort voraus. Die Expeditionen bedeuten deswegen mehr als nur die Praxis der Erhebung von Material, sondern auch (oder vor allem) das Leben im und mit dem Kollektiv von KollegInnen. Der Alltag unterwirft sich den Arbeitsabläufen während der Expedition, die Grenze zwischen privatem und professionellem Leben verwischt sich. Z. B. beinhaltete unser gewöhnlicher Expeditionstag auf albanischen Dörfern der Ukraine nach dem gemeinsamen Team-Frühstück in dem Expeditionsquartier mindestens zwei Interviewtermine¹⁹; zwischendurch flanierten wir grüppchenweise durch das Dorf und beobachteten das Hof- und Straßenleben, sprachen Menschen auf der Straße und in Gärten an, führten dabei kleine informelle Gespräche, kehrten nach jedem abgeschlossenen Arbeitsvorgang auf die Station zurück und aßen zu Mittag. Danach ging es wieder zu Informanten oder zu Veranstaltungen/Festivitäten, und am Abend versammelte uns der Expeditionsleiter am gemeinsamen Tisch, wo beim Tee- oder Alkoholtrinken über den vergangenen Tag, über das Material und Ausblicke auf weitere Forschungsarbeit, aber auch zu verschiedenen informellen Themen kommuniziert wurde.

Das Leben in der Expedition stellt eine Situation dar, in der der Erwerb von wissenschaftlichen Daten kaum wichtiger ist als spezifisches implizites Wissen über »Überle-

18 Ebd.

19 Die Interviews wurden normalerweise entweder in kleineren Gruppen von 2 Personen durchgeführt oder von nur einer ForscherIn. Am Ende ergab es sich oft, dass manche GesprächspartnerInnen von allen Feldforschungsteilnehmenden (mehrmals) besucht und interviewt wurden.



Abb. 1: Kollektiv einer ethnografischen Expedition in albanischen Dörfern der Ukraine nach dem Abendessen im provisorischen Expeditionsquartier. Studierende der Staatlichen Universität St. Petersburg und wissenschaftliche Mitarbeiter des MAE (Kunstkammer). Dorf Georgiivka, Gebiet von Zaporozhje, Ukraine, 2005. Foto: Alexander Novik.

bensstrategien« und die Organisation des Alltags unter Expeditionsbedingungen, über verschiedenartige kommunikative Fertigkeiten. Letztere werden unter Bedingungen eines geschlossenen Kollektivs psychologisch immer zu einer Herausforderung. TeilnehmerInnen einer Expedition sind üblicherweise alle zusammen in einem Expeditionsquartier untergebracht (ein leerstehendes Haus im Dorf, eine Schule, ein Kindergarten oder Club) und müssen den Alltag mit seinen physischen und psychischen Abläufen miteinander teilen: Essenspräferenzen oder -abneigungen anderer KollegInnen sind zu berücksichtigen und umgekehrt die persönlichen Präferenzen an das Kollektiv anzupassen.

Wenn man Goffmans Konzept der totalen Institution bei der Analyse von wissenschaftlichen Kollektiven des sozialistischen Systems anwendet, lassen sich verschiedene Wege der Anpassung an das erzwungene Gemeinschaftsleben aufdecken, die Goffman aufgrund seiner Forschungen folgendermaßen zusammenfasst: »Der Insasse nimmt den Ausschnitt der

Außenwelt, den die Anstalt anbietet, für die ganze, und aus den maximalen Befriedigungen, die in der Anstalt erreichbar sind, wird eine stabile, relativ zufriedene Existenz aufgebaut.«²⁰

Es wird also versucht, innerhalb der gegebenen beschränkten Möglichkeiten ein freies Gemeinschaftsleben zu gestalten. Einer der Wege zur Regulierung der erzwungenen Gemeinschaft scheint eine Informalisierung der Kommunikation in der Gruppe zu sein, was zur Entstehung von Kompromissformen des Zusammenlebens im Kollektiv führt. In Interviews wird die spezifische Gruppenkommunikation allgemein als ›Atmosphäre‹ bezeichnet und mit den Adjektiven »warm«, »intim«, »persönlich« charakterisiert:

»[...] dass wir eine kleine Gruppe von Leuten waren, die nicht unbedingt ein starkes hierarchisches Verhältnis zueinander hatten«²¹.

»Es gab Geburtstage, Institutsfeiern, es gab Tagungen, die Sitzungen der Forschungsgemeinschaft über die Ergebnisse. Also, es war eine sehr intime und sehr kleine Community, was sich am Institut in Marburg abspielte«²².

»[...] ich glaube, sie haben versucht, einen guten Kontakt zu ihren Studierenden aufzubauen, einen guten, das heißt, einen persönlichen [Kontakt], in keiner Weise anonym.«²³

Zahlreiche lange Erzählungen über Institutsfeiern, kollegiale Tischrunden und gemeinsames Essen jenseits des Arbeitsprozesses sind Beispiele für die Umsetzung der Informalisierung als kommunikativer Strategie im geschlossenen Kollektiv:

»Das heißt, es fanden alle Faschingsfeste oder Weihnachtsfeste oder irgendwie Geburtstagsfeiern meist in diesem doch relativ kleinen Kreis von Lehrenden und auch kleinen Kreis von Studierenden gemeinsam statt mit Essen und Trinken in einer ja freundschaftlichen Atmosphäre. Rotwein wurde oft getrunken in der DDR, bulgarischer Rotwein, Rosenthaler Kadarka.«²⁴

»Feiern und Zusammenkünfte mit Studierenden fanden außerhalb statt, fanden im Institut statt, viel im Institut [...]. Und fanden [auch] statt bei Kollegen zuhause.«²⁵

»Wenn man so im Institut zusammensaß – Essen war irgendwie zurecht gemacht, Brötchen oder so, selber alles selber Fest, alle halfen mit, und man brachte Kuchen

20 Goffman, Asylums (wie Anm. 13), S. 64.

21 Mohrmann (wie Anm. 9).

22 Vanja (wie Anm. 7).

23 Neuland (wie Anm. 16).

24 Mohrmann (wie Anm. 9).

25 Ebd.

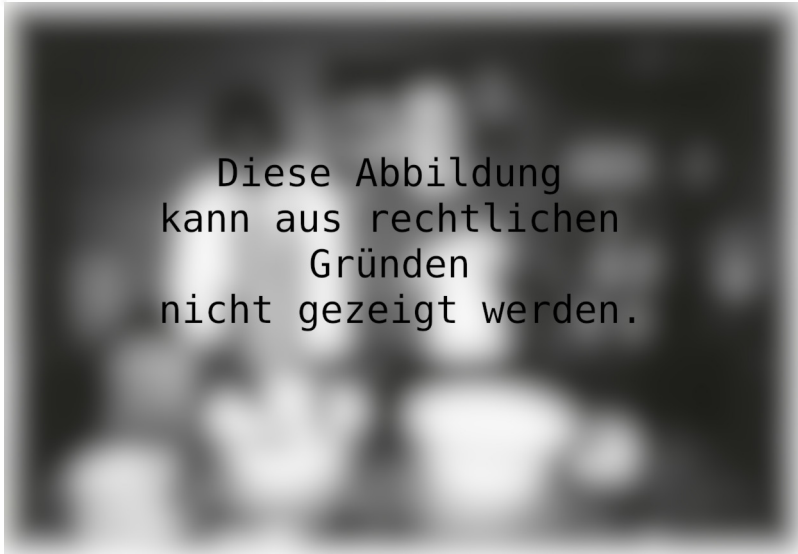


Abb. 2: Nach diversen feierlichen Zusammenkünften im Kollegenkreis übernahmen meist die Männer den Abwasch. Auf dem Foto betätigen sich Prof. Dr. F. Rose (Bereichsleiter) und Doktorand Yalla Eballa, Kamerun. Bereich Ethnographie, HU Berlin, 1950er-Jahre. Archiv U. Mohrmann, Reproduktion von Julia Butschatskaja, während des Interviews mit U. Mohrmann in Bad Saarow am 21. März 2013.

mit, und dann wurde Kaffee und Tee gekocht und vielleicht mal auch ein Schnaps oder ein Glas Wein [getrunken].²⁶

In russischen EthnografInnen-Kollektiven tritt oft das Alkoholtrinken als Mittel zur Informalisierung von Kommunikation auf und ist besonders für Feldforschungssituationen kennzeichnend. Festivitäten, die Bezug zum Beruf haben, wie »Der Tag des Ethnografen«, sind begleitet von hohem Alkoholkonsum. Das Trinken wird entweder als Initiations- oder als Bruderschaftsritus betrachtet, der wiederum einen Moment der Informalisierung von Kommunikation im geschlossenen Kollektiv in sich trägt. Durch die Alkoholisierung und die nachfolgenden Abstinenzleiden, die oft Thema oder Hintergrund von Berufsanekdoten werden, werden Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund zu einem Kollektiv zusammengeschweißt und bekommen damit gemeinsame Erinnerungen. Dabei wird das Trinken von Alkohol als eine Art Prüfung

26 Erika Karasek, Interview vom 8. 8. 2013.



Abb. 3: Das 25. Betriebsjubiläum von Natalija Yuchneva im früheren Miklucho-Maklaj Institut für Anthropologie und Ethnographie. Die angesehensten Ethnografen (Prof. Natalija Yuchneva, Prof. Elena Ivanova, Prof. Tatjana Stanykovitsch, korrespondierendes Mitglied der Akademie Prof. Kirill Cistov, Dr. Alexander Reschetov, Prof. Elena Revunenkov, Prof. Tatjana Bernstam u. a.) im Raum der Abteilung für slawische und europäische Ethnographie. Leningrad, 1982. Privatarhiv Natalija Yuchneva. Rechte: Andrej Yuchnev.

für StudentInnen auf ihrer ersten Feldforschungsreise betrachtet (»Ausdauer«, »Selbstkontrolle« oder aber »Zuverlässigkeitstest«). Wer diese Prüfung »mit Ehre« bestanden hat, genießt Respekt.

»Familie«: Metapher und analytisches Instrument

Besonders aussagekräftig scheint der Vergleich des Kollektivs mit der Familie zu sein – Institutskollektiv als Familie, Lehrstuhl als Familie, Expeditionsteam als Familie:

»Ich erinnere mich, als wir begannen 1972, das war sehr familiär«²⁷.

»Ich habe eigentlich Glück gehabt, dass ich in einem Umkreis von Menschen gewesen war, mit denen ich sehr warme und tiefe Beziehungen hatte – bis heute habe – die im Grunde genommen wirklich – ich hatte keine Geschwister und kompensierte sie durch Freunde – diese Atmosphäre war wirklich, sie kann man einer guten Familie gleichsetzen.«²⁸

»Der Sektor für Mittelasien war gerade der Ort, wo ich wie gesagt vollkommen familiäres Beisammensein an Werkzeugen beobachtete.«²⁹

27 Neuland (wie Anm. 16).

28 Ivanova (wie Anm. 14).

29 Ebd.

›Familie‹ ist ein emotional aufgeladenes Wort, mit dem man bestimmte Vorstellungen verbindet. Wenn man von der biologischen Funktion der Familie, die z. B. in der Definition des Begriffs bei Goode, Nock und Neidhard hervorgehoben ist,³⁰ abstrahiert und die sozialen und kommunikativen Aspekte der Familie als Lebensgemeinschaft in Betracht zieht, was sich in Königs Definition der Familie als »einer Gruppe eigener Art«³¹ widerspiegelt, so scheint der Vergleich eines Arbeitskollektivs mit einer Familie begründet zu sein. Der Begriff ›Familie‹ als analytisches Instrument setzt dabei keine Rollenzuschreibung innerhalb des Arbeitskollektivs oder einen Vergleich mit Verwandtschaftssystemen voraus. Der Gebrauch des Begriffs ist metaphorisch und beruht auf der Ähnlichkeit von Funktionen und Kommunikationsbesonderheiten innerhalb des Wissenschaftlerkollektivs. Von Bedeutung sind für meine Fragestellung also Ähnlichkeiten von Funktionen der Familie und des Arbeitskollektivs und der Emotionalität der Wahrnehmung alltäglicher familialer und kollegialer Interaktionen. In dieser Hinsicht erweisen sich für die Analyse folgende Aspekte und Funktionen der Familie tauglich, auf die in der Familiensoziologie besonders hingewiesen wird.

Ein formaler quantitativer Aspekt ist für beide Gruppen ähnlich. Die ethnografischen Kollektive sowohl einer Abteilung des untersuchten MAE, als auch beider ethnografischer Institutionen Berlins waren und sind in ihrer Größe überschaubar, worauf in Interviews mehrmals hingewiesen wird: »Weil das ist ja immer ein kleiner Kreis gewesen; [...] weil ich davon redete, dass wir eine kleine Gruppe von Leuten waren, die nicht unbedingt ein starkes hierarchisches Verhältnis zueinander hatten«³². »[...] weil wir so ein kleiner Haufen waren«³³. »[...] also, es war eine sehr intime und sehr kleine Community.«³⁴ Für eine Familie ist die dauerhafte Beziehung charakteristisch, welche im Falle des Kollektivs der längerfristigen Zusammenarbeit mit denselben Personen gleichgestellt werden kann. Die meisten ethnografischen Institutionen in Russland, das untersuchte MAE darunter, haben de facto bis zum Renteneintritt geltende Arbeitsverträge mit WissenschaftlerInnen, die auch nach der Verrentung ihre professionelle Tätigkeit ebendort fortsetzen, sodass die Arbeitsbeziehungen tatsächlich lebenslang sind

30 Z. B. bei Steven Nock: »1. At least two adult persons of opposite sex live together. 2. They engage in some form of division of labor [...]. 3. They engage in economic, social, and emotional exchange [...]. 4. They share many things in common, such as food, sex, residence, and both goods and social activities. 5. The adults have parental relations with their children [...]. 6. There are sibling relations among the children themselves with, once more, a range of obligations to share, protect, and help one another«. Steven L. Nock, *Sociology of the Family*, Prentice-Hall 1987, S. 50.

31 Rene König, *Materialien zur Soziologie der Familie*, Bern 1946, S. 112.

32 Mohrmann (wie Anm. 9).

33 Ebd.

34 Vanja (wie Anm. 7).

und alle Etappen der beruflichen Karriere praktisch an ein und derselben Institution stattfinden. Folgende Interview-Passage illustriert die ähnlich langen Arbeitsbeziehungen im Berliner Ethnografen-Kollektiv zu der DDR-Zeit: »Ich war im Prinzip von 1957 bis 1993 immer an der Humboldt-Universität tätig. In unterschiedlichen Verhältnissen also: als Aspirantin, das machte ich – so gut wie Doktorandenstudium – dann machte ich meine Dissertation. Dann als Assistentin, als Oberassistentin, als Dozentin oder dann später ab – wann – ab 1986 als Professorin. So und auch Bereichsleiterin.«³⁵ Eine emotionale Nähe zwischen den Familienmitgliedern, die als ›Liebe‹ oder ›Neigung‹ bezeichnet werden kann, und die »emotionale Erhaltung des Individuums«, die als wichtige funktionale Leistungen der Familie in der Familiensoziologie betrachtet werden,³⁶ haben auch in untersuchten Ethnografinnen-Kollektiven vergleichbare Parallelen. Die informalisierte alltägliche Kommunikation ließ Beziehungen und Praxen entstehen, die über die Arbeitszeit ins Private hinausreichten: Freundschaften, das Feiern privater Ereignisse im und mit dem Arbeitskollektiv:

»Das war eine wunderbarere Auswahl von Menschen, die einander angenehm waren, die irgendwie [ein] gemeinsames Wertesystem hatten. Aber nicht nur das. [...] Es gab zwar kleine Meinungsverschiedenheiten, aber alles war durch [eine] Atmosphäre der Freundlichkeit und des gegenseitigen Interesses nivelliert.«³⁷
 »[...] war [ein] kleiner Kreis von Studierenden, eine Mitstudentin war z. B. Frau Dr. Karasek damals, mit der bin ich seit dieser Zeit befreundet. Auch privat befreundet. Oh, das ist schon ewig! [...] Dann hab ich das so verglichen, ja gut, unsere waren, die [Enkelin] hat immer gesagt, warum bist du denn, das kann ich mir gar nicht vorstellen, immer noch mit Frau Karasek befreundet, schon die Jahrzehnte, ja? Dann hab ich gesagt, na, das hängt oft damit zusammen, dass wir diese Bindung hatten, oder die Bindung war vorgegeben.«³⁸

Informalität der Kommunikation in Arbeitsabläufen im EthnografInnen-Kollektiv produzierte Praxen, die die Durchlässigkeit der Grenze zwischen öffentlich und privat bezeugen: Mitnahme von Kindern ans Institut oder ins Feld oder die Einladung des Kollektivs nach Hause, ein Ausflug am Wochenende oder ein Urlaub mit dem Kollektiv. Die Struktur der modernen Gesellschaft selbst zwingt Familienmitglieder, einen großen

35 Mohrmann (wie Anm. 9).

36 William Goode, *Die Struktur der Familie*, Köln/Opladen 1966, S. 32–40; Paul B. Hill/Johannes Kopp, *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*, Wiesbaden 2002, S. 256.

37 Ivanova (wie Anm. 14).

38 Ebd.

Teil des Lebens außerhalb der Familie zu verbringen,³⁹ und das Arbeitskollektiv ist einer der Orte, der an die Stelle der Familie tritt und in dem man die meiste Zeit des Tages verbringt, saisonbedingt auch des Lebens (Feldforschung):

»Die Kinder von Mitarbeitern waren auch oft präsent. Z. B. Irina Konstantinovna Fedorova, ihre Tochter bummelte ständig durch unser Museum, wie ich mich erinnern kann, sie war ein häufiger Gast, [...] dann waren die Kinder von Natalija Vassiljevna [Yuchneva] auch oftmals hier, meine waren weniger dabei.«⁴⁰

»Und ich hatte einmal meinen Sohn mit und der hatte... wie war das... Ach, und einer unserer Afrikaner, Studenten oder Doktoranden, der hatte seinen Sohn im gleichen Alter, den schwarzen. Und die beiden waren mit zur Feldforschung. [...] da gab es irgendwelche Verwicklungen, wer hat da wen, welches Kind wurde wem zugeschrieben [...] Und genauso haben sie diese Kinder, meins zu irgendjemand und den Schwarzen zu mir oder was zugeschlagen, also es gab immer viel Dorfklatsch über uns, die Studierenden oder die Lehrer da, wenn wir, besonders wenn wir bei den Leuten gewohnt haben, haben sie sich immer ausgetauscht, wer wohin gehört, nicht?«⁴¹

»Die Professoren, die dann die Institutsleitung bald übernommen haben, die Prof. Schlenther hieß sie, die auf Mittel- und Südamerika spezialisiert war – die lud uns alle zu sich nach Hause ein, und da gab es was zu essen und was zu trinken.«⁴²

»Na, die waren oft bei mir zuhause, oder wir sind viel gewesen oder eingeladen worden zu unserer Professorin, die Lateinamerikanistik vertrat an der Humboldt-Universität, wir waren auch bei dem Engländer, der wohnte in Berlin, hatte noch eine Wohnung, [...] wir waren auch viel bei ihm zuhause, dann auch bei Jacobeit und so. Also, jedenfalls diese verschiedenen Örtlichkeiten, wo man sich traf, da waren oftmals eben die Studierenden und eben die Kollegen dabei. Ich kann Ihnen nachher ein paar Fotos zeigen, da kann ich Ihnen sagen, das ist Frau Neuland, und das ist Frau Professor Sowieso, und das ist Herr Professor Sowieso, und sitzen alle an einem Tisch und essen.«⁴³

»Und dann haben wir also Fotos, wo die Sekretärin, wo der Professor, wo die Afrikaner – wir hatten auch afrikanische Studenten – wo es sich alles bei mir zuhause sammelte.«⁴⁴

39 Vgl. Hill/Kopp, Familiensoziologie (wie Anm. 36), S. 78.

40 Ivanova (wie Anm. 14).

41 Mohrmann (wie Anm. 9).

42 Karasek (wie Anm. 26).

43 Mohrmann (wie Anm. 9).

44 Ebd.



Abb. 4: Der 60. Geburtstag von Prof. Natalija Yuchneva wird gemeinsam mit KollegInnen und Familienmitgliedern zuhause gefeiert. Leningrad, 1990. Privatarchiv Natalija Yuchneva. Rechte: Andrej Yuchnev.

Diese Abbildung
kann aus rechtlichen
Gründen
nicht gezeigt werden.

Abb. 5:
Studierende zu Gast bei
der Professorin. Prof.
Dr. Ursula Schlenther,
Völkerkundlerin, (vorne
links) lud die Studieren-
den gern zu sich nach
Hause ein, hier die von
Ute Mohrmann betreute
Seminargruppe. Berlin,
1970er-Jahre. Archiv
U. Mohrmann, Repro-
duktion von Julia But-
schatskaja, während des
Interviews mit U. Mohr-
mann in Bad Saarow am
21. März 2013.

»[...] ich bin aber mit dieser Gruppe z. B. Ski fahren, also zum Ski fahren, Scholze-Irrlitz und Herr Scholze, [...] dann sind wir nach Tschechien zum Skifahren gemeinsam gefahren, die hatten dann, wenn die Studenten diese Halbzeit hatten im Studium, weil ja Studium war so strukturiert, ne? Nach fünf oder vier Jahren, wenn sie Halbzeit hatten, mit einer Gruppe bin ich – das war aber auch Dagmar – sind wir im Erzgebirge gewesen, so, verreist.«⁴⁵

Die Praxen des freundschaftlich-kollegialen Feierns und gemeinsamer Freizeitgestaltung im ethnografischen Arbeitskollektiv entsprechen der Funktion des emotionalen Span-

45 Ebd.

nungsausgleichs, die Friedhelm Neidhardt der Familie zuschreibt⁴⁶ und die in Narrativen über das Kollektiv artikuliert wird: »Bei uns haben Kollegen buchstäblich ihre Seelen gewärmt in der freundschaftlichen Gesellschaft. [...] diverse Unannehmlichkeiten mit der Administration oder zuhause, da brauchte man auch seelische Wärme.«⁴⁷ Gleichzeitig sind die beschriebenen Praxen ein Beispiel der Entgrenzung von Arbeit und privatem Leben im wissenschaftlichen Kollektiv: »[...] das mischt sich ja wahnsinnig, ne? Ich kann ja von mir ausgehen oder von vielen Kollegen, das ganze so genannte Privatleben war unser Berufsleben. Das ist ja für Wissenschaftler vielleicht sowieso erstmal typisch und für mich jetzt persönlich eben auch. Ich... also mein Sohn hat immer gesagt: ›Du und deine Studenten.«⁴⁸

Wie die späteren Memoiren ihrer SchülerInnen bezeugen, pflegten viele große Persönlichkeiten und Gründer von Denkschulen der russischen Wissenschaft Treffen mit ihren SchülerInnen und KollegInnen jenseits des institutionellen Arbeitstags. Ein Beispiel dafür ist der berühmte Physiologe Alexej Uchtomski, der seine Mitarbeiter regelmäßig zu sich nach Hause einlud und dort in einer informellen Atmosphäre wissenschaftliche Diskussionen entstehen ließ, was eine rege interpersonelle Wechselwirkung stimulierte und die wissenschaftliche Produktivität des Kollektivs intensivierte.⁴⁹

Eine wichtige Funktion des Arbeitskollektivs, die im bereits zitierten »Gesetz über das sozialistische Arbeitskollektiv« betont wird, war gegenseitige Hilfe und Unterstützung der Mitglieder in Finanz- und Wohnfragen sowie soziale und kulturelle Fürsorge.⁵⁰ Große soziale Ressourcen und das Gefühl einer persönlichen Geborgenheit, auf die Michael Hofmann in Bezug auf Brigaden als »Ort des Schutzes« hingewiesen hat,⁵¹ waren auch für wissenschaftliche Kollektive typisch. In Fragen finanzieller Unterstützung von Mitarbeitern und deren Familienmitgliedern spielt, z. B. in der MAE, bis heute die Gewerkschaft eine wesentliche Rolle. Ohne auf die Unterschiede in Finanzierungssystemen wissenschaftlicher Einrichtungen beider Länder, die solche Fürsorge überhaupt erst ermöglichen, ausführlicher einzugehen, sei hier nur der emotional-psychologische Aspekt unterstrichen: Die Wahrnehmung des Kollektivs als Raum, der Schutz gibt, stellt es wieder der Familie nahe, da deren Funktion auch die Fürsorge ist.⁵²

46 Friedhelm Neidhardt, *Die Familie in Deutschland. Gesellschaftliche Stellung, Struktur und Funktion*, Opladen 1975, S. 67–79.

47 Ivanova (wie Anm. 14).

48 Mohrmann (wie Anm. 9).

49 Belkin/Jemeljanov/Ivanov, *Soziale Psychologie* (wie Anm. 12), S. 82.

50 Maslennikov/Tsepin, *Das sozialistische Arbeitskollektiv* (wie Anm. 10), S. 69–70.

51 Vgl. den Beitrag von Michael Hofmann in diesem Band.

52 Hill/Kopp, *Familiensoziologie* (wie Anm. 36), S. 75.

Kollektiv und Familie: Der Raum der Sozialisation

Kernbereich der in fast allen familiensoziologischen Abhandlungen behandelten Funktionen der Familie ist ihre überragende Bedeutung für Heranwachsen und Entwicklung der Nachkommen.⁵³ »Die Familie ist in dieser Rolle praktisch der Garant für gesellschaftliche Kontinuität schlechthin, da in diesem Kontext Werte, Normen und Verhaltensstandards eingeübt werden, ohne die eine Gesellschaft keinen Bestand hat.«⁵⁴ Den Prozess, in dem sich die menschliche Persönlichkeit in Abhängigkeit von den sozialen und materiellen Lebensbedingungen entwickelt, bezeichnet man als Sozialisationsprozess. Dazu gehören die Sprache, das gesellschaftliche Wertesystem, grundlegende Rollenerwartungen bzw. Verhaltensstandards. Erst dadurch wird aus einem »biologischen« Lebewesen eine bewusste, soziale Persönlichkeit.⁵⁵ In dieser Funktion scheint das Arbeitskollektiv der Familie besonders ähnlich zu sein. Wenn im Prozess der Sozialisation bestimmte Weltbilder und vor allem ein Bild von der eigenen Person vermittelt und angeeignet werden, so ist es das wissenschaftliche Kollektiv, das dem Neuankömmling wissenschaftliche Weltbilder und eine Berufs- oder Fachidentität vermittelt.

Die Analyse des Sozialisationsprozesses berührt unausweichlich den Begriff der Tradition, unter dem regelmäßige Wiederholungen signifikanter Handlungen über Generationen hinweg zu verstehen sind. Durch Wiederholung bestimmter Vorgänge ergeben sich Gewohnheiten, die von InterviewpartnerInnen oft als »Rituale« bezeichnet werden. Sie sind für die nachkommenden Mitglieder der Gruppe praktisch vorgegeben und werden dann »an die nächst folgende Gruppe als relative Selbstverständlichkeit tradiert.«⁵⁶

Die Sozialisation in den untersuchten Ethnografinnen-Kollektiven erfolgte über spezifische Kommunikationskanäle, die für die WissenschaftlerInnenkultur generell üblich sind und diachrone wie synchrone Ebenen besitzen. Diachrone Verbindungen im jeweiligen WissenschaftlerInnenkollektiv machen Vernetzungen mit Lehrern aus, die die akademische Herkunft bilden und die Zugehörigkeit oder den Bezug auf bestimmte Denkschulen oder wissenschaftliche »Lager« markieren. In Interviews werden sie durch konkrete Namen verbalisiert:

53 Goode, Struktur (wie Anm. 36), S. 32–40; Claus Mühlfeld, Familiensoziologie. Eine systematische Einführung, Hamburg 1976, S. 46 ff.; Neidhardt, Familie (wie Anm. 46), S. 67–79, Hill/Kopp, Familiensoziologie (wie Anm. 36), S. 74.

54 Hill/Kopp, Familiensoziologie (wie Anm. 36), S. 74.

55 Ebd., S. 249.

56 Mohrmann (wie Anm. 9).

»Ich habe von 1980 in der damaligen Sektion Geschichte, Bereich Ethnografie, und bei Professor Jacobeit und Professor Mohrmann [studiert], das waren die wichtigsten Lehrer, Persönlichkeiten.«⁵⁷

»Wir waren – oder in dem kleinen Kreis von Ethnografen zu diesen Professoren und Kollegen – oder eben zu Steinitz –, wir waren in einem nicht unbedingt gläubigen, aber dennoch also angespannten Verhältnis, also, was können wir alles von diesen Persönlichkeiten, die für uns Antifaschisten waren, zum Großteil oder mindestens die Einzelnen und die Wichtigen wie Nedo oder Steinitz, die waren für uns bedeutungsvoll, die haben wir respektiert in anderer Art und Weise, als wir es von unseren Altersgruppen in der Bundesrepublik vielleicht vergleichbar hätten dann erlebt, ne?«⁵⁸

Nicht-verbal treten die diachronen Vernetzungen durch Objektivierungen professioneller Identität in Form von Porträts von VorgängerInnen und LehrerInnen in den Räumlichkeiten der untersuchten Einrichtungen hervor. Die Ausstellung von Porträts bedeutender Gelehrter in Arbeitsräumen ist in der russischen Wissenschaftskultur verbreitet. Das MAE bietet zahlreiche Beispiele: In beiden Büros der Abteilung für Sibirien sind eingerahmte Porträts von Lev Sternberg, Rudolf Its und Wladimir Bogoraz-Tan⁵⁹ anzutreffen. Im Sitzungssaal der Kunstkammer sind ebenso große eingerahmte Porträts von allen berühmten Ethnografen Russlands angebracht. Porträts von Vorgängern im Beruf weisen im gegebenen Fall auch auf die angesprochene Metapher der Familie hin: Sie sind den Ahnengalerien und den in vielen Häusern obligatorischen Erinnerungsfotos von verstorbenen Familienmitgliedern ähnlich. Diese disziplinären ›Wahlverwandschaften‹⁶⁰ bilden zugleich ein gewisses kulturelles Kapital, das in der

57 Leonore Scholze-Irlitz, Interview vom 29. I. 2013.

58 Mohrmann (wie Anm. 9).

59 Lev Sternberg (1861–1927) gilt als Gründer der Sibirienkunde; Professor Rudolf Its (1928–1990) war Gründer des Lehrstuhls für Ethnografie und Anthropologie an der Universität St. Petersburg; Wladimir (Waldemar) Bogoraz-Tan (1865–1936) war bedeutender Sibirienforscher.

60 Ein weiterer Bezug auf die Familie tritt in der verwandtschaftsähnlichen Terminologie »Doktorvater« und »Doktormutter« zutage. Die Verbindung mit Lehrern und akademischer Herkunft ist dabei keine besondere Eigenschaft des Wissenschaftssystems der DDR oder Russlands, es gibt fast in jedem Interview Hinweise auf Universitäten und Namen: »Mein Berufslebensweg läuft über das Studium in Marburg bei Weber-Kellermann«. »Ich habe in Tübingen studiert, aber nicht bei Bausinger«. Dabei wurde von meinen InterviewpartnerInnen aus dem IfEE oft darauf hingewiesen, dass auf akademische Herkunft gerade in Deutschland besonderen Wert gelegt wird: »[...] in England die Frage immer war, wenn man irgendwo neu hinkam, ›Was kannst du uns erzählen zu dem Problem, das wir haben?‹. So. Und in Deutschland ist immer die Frage ›Aus welcher Disziplin kommen Sie?‹. Oder: ›Welchen Hintergrund haben Sie?‹ Oder: ›Bei wem haben Sie studiert?‹ oder so. Und ich habe das nicht ernst



Abb. 6:
Ein Porträt von Prof. Rudolf Its im
Arbeitsraum der Abteilung für Sibirien.
MAE, 2014. Foto: Julia Butschatskaja.

fachlichen Sozialisation geerbt bzw. vererbt wird, was wiederum Ähnlichkeit zwischen dem wissenschaftlichen Kollektiv und der Familie aufweist.

Die Metapher der Familie auf das Kollektiv zu übertragen ermöglicht, so meine These, die Anwendung des Habituskonzepts von Pierre Bourdieu auf die Erforschung ethnografischer Fachkulturen und -identitäten. Der Habitus als zentrales Konzept von Bourdieus Gesellschaftstheorie, verstanden als »eine in der Familie eingeborene Struktur« und »Erzeugungsprinzip objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und Klassifikationssystem dieser Formen«⁶¹ und übertragen auf die Erforschung von Berufskollektiven, macht klar, auf welche Weise spezifische Praxisformen, Wertesysteme und Tradierungsmuster beruflicher Normen in ethnografischer Kollektiven der o.g. Institutionen angeeignet sowie im Laufe der beruflichen (fachlichen) Sozialisation reproduziert werden. Der Hauptmechanismus der Tradierung und Aneignung der genannten

genommen, paar Jahre hat es gedauert, bis ich das richtig verstanden habe, wie sehr das wirkt« (N.J., IfEE). Auf ein ähnliches Verhältnis zwischen dem deutschen und amerikanischen Wissenschaftssystem ging Max Weber ein: Max Weber, *Wissenschaft als Beruf*, Berlin 1919, S. 23.

61 Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a. M. 1987, S. 277.

Formen stellt die Kommunikation innerhalb der Gruppe dar. Dabei kann man von einer formalen und einer informellen Ebene der wissenschaftlichen Kommunikation reden. Die formelle Kommunikation funktioniert in Form von Veröffentlichungen, Konferenzen und Tagungen, zeigt sich aber auch durch Zitationen, präferierte Theorien und Arbeitsmethoden. Solche Präferenzen werden im Prozess der beruflichen Sozialisation (Studium) angeeignet und prägen die WissenschaftlerInnen in ihrem weiteren Berufsleben:

»Der Vorteil unserer Eingliederung in die Geschichtswissenschaft bestand darin, dass wir eine historische Forschungsmethode oder historische Orientierung innerhalb der Ethnografie favorisierten. Das betrifft nicht alle Ethnologen in der DDR, aber mindestens die, die an der Humboldt-Universität tätig waren, oder die uns nahe standen, die die Lehre an der Universität mitbetrieben. Also, da kann ich Herrn Paul Nedo nennen, das ist ein sorbischer Wissenschaftler, vielleicht haben Sie von ihm gehört. Da kann ich Wolfgang Jacobeit nennen, und eben einige Kollegen an der Akademie der Wissenschaften, die diese historische Ausrichtung des Faches – also in jedem Fall begrüßten.«⁶²

Von besonderer Bedeutung sind im professionellen Zusammenhang informelle Praxen und Zeichen, die im Berufsmilieu von EthnografInnen funktionieren und im Prozess der alltäglichen Kommunikation reproduziert werden. Denn es wird von der Annahme ausgegangen, dass die Autonomie des Berufs (die vom Staat unabhängige Kontrolle über den Zugang zu dem Beruf als Gemeinschaft von Professionals) gerade auf der informellen Ebene symbolisch behauptet wird und konstituierend für die Berufsidentität ist.⁶³

Das ethnografische Feld und Berufshabitus: Ein Beispiel

Es sei hier auf das Beispiel der Feldforschung eingegangen, das zeigen kann, wie diese Praxis ethnografischer Kollektive im informellen Diskurs wahrgenommen wird und wie diese Wahrnehmungen den EthnografInnen-Habitus formieren.

Für die russisch-sowjetische Ethnografie, wie sie in der von mir beobachteten Institution MAE betrieben wird, tritt die Feldforschung als ein Labor in Erscheinung: Methoden der Feldforschung stellen eine Art handwerkliche Kunst, Weisheiten oder

62 Mohrmann (wie Anm. 9).

63 Schepanskaja, Vergleichende Ethnographie (wie Anm. 2), S. 46 ff.

Geheimnisse dar, die man nicht aus Lehrbüchern und Seminaren, sondern nur in der unmittelbaren Praxis erwerben kann. Das Wissen um Methodik wird in dem russisch-ethnografischen Berufsmilieu unmittelbar im Feld und im Kollektiv von erfahrenen KollegInnen an die Neophyten weitergegeben. Ein ähnlicher Prozess wird in Erinnerungen an die Feldforschungen an der HU thematisiert:

»[...] immer wieder diese Unterweisung der Feldforschungsmethodik. Und wir hatten noch den Genuss, eben diesen Engländer [Fred Rose], der aus Australien die Feldforschung-, also, der war ja eben ein Unikum in der Feldforschung und hat seine ursprünglichen und doch etwas eigenwilligen Methoden der Feldforschung uns vermittelt. Wir mussten z. B. Altersschätzungen durchführen. [...] [Er] hat uns aber praktisch beigebracht, dass man also Leute versucht, Menschen so einzuschätzen nach Alter und nach... Präsentation. Also, Übungen. Altersschätzung. Und so weiter. Oder Verwandtschaftsverhältnisse. [...] Oder ›Was nehmt ihr mit ins Feld, wenn ihr ganz leichtes Gepäck haben müsst?, ja? Und das vergisst man nicht, oder frau vergisst es nie wieder, wenn sie so von einem Menschen gehört hat! Der hat gesagt, wir brauchen irgendetwas, womit wir Feuer machen können, wir brauchen eine Decke zum-, also was Warmes und eben ein Behältnis, wo das reinkommt. Und eben ein Reserveessen und Wasser oder irgendein Behältnis zum Trinken. Das waren die fünf oder wieviel Dinge, die wir uns – ne, so ganz banale Sachen, und du merkst die für dein ganzes Leben, und dann überlegst du dir, wenn du jetzt zum Skifahren oder sonst irgendwohin fährst und hast **solche** [Hervorhebung von U.M.] Gepäckstücke, ja?! Da sagst du dir: Ist doch irre, was hat der uns damals beigebracht, du brauchst eigentlich nur das, das und das. Und so hat er uns in der Feldforschung nicht nur thematisch, sondern auch ganz praktisch, methodisch versucht von seiner Erfahrung was beizubringen.«⁶⁴

Die Hauptform der Feldforschungen im Nachkriegs-Russland waren regelmäßige kollektive Forschungsreisen (›Expeditionen‹). Auf ihrer Basis formierten sich temporäre Kollektive sowie breitere und stabilere Netzwerke, die die Struktur des professionellen Milieus wesentlich prägten. Eine Erfahrung des Lebens im Feld stellt eine Situation dar, in welcher ethnografisches (professionelles) Wissen in den Alltag eingeflochten ist. Das professionelle Wissen eines Ethnografen schließt demnach nicht nur Feldforschungsdaten ein, sondern auch das Wissen über (Über-)Lebensstrategien, über

64 Mohrmann (wie Anm. 9).

die Organisation des Alltags unter Expeditionsbedingungen und verschiedenartige kommunikative Fertigkeiten.

Vergleichbare Wahrnehmungen werden in Narrativen über die Feldforschung an der Humboldt-Universität zur DDR-Zeit geäußert: Kollektive Feldforschung tritt als außergewöhnliche Studien-, Forschungs- und zugleich Lebenssituation auf, in der die Ähnlichkeit von Institut und Familie nochmal hervortritt und emotional positiv markiert wird:

»[...] wir waren damals in einem Gebäude – das betraf dann auch die spätere Zeit bis in die 1970er-Jahre hinein, als ich schon Assistentin dann war, dass dieses Gebäude eine Ofenheizung hatte, keine Zentralheizung. Und wir mit ihm zusammen, also er – der Professor [Fred Rose] holte die Kohlen nach oben und wir heizten mit ihm das Haus. Also, wir heizten, er holte die Kohlen, also, es war eine doch relativ freundschaftliche Arbeitssituation, sag ich jetzt mal, die sich durch solche Alltagsnöte im gewissen Sinne eben auch ergaben. Der Professor wohnte nicht etwa im Hotel irgendwie so, wenn wir mit ihm unterwegs waren, der wohnte da, wo wir auch wohnten, und Männlein und Weiblein alle in einem, ne? Z. B. in unserem Untersuchungsdorf, wo wir da des Öfteren waren. Und diese Heizsache, das wäre auch so was, wo sich eine Grundlage für eine offene Kommunikation ergeben hat.«⁶⁵

Im Berufsbild der russischen EthnografInnen ist das Feld mit der Herauskristallisierung des Expertenstatus verbunden: Ein Ethnograf konstituiert sich im Kollektiv und in der Praxis. Als Merkmal eines echten Experten treten somit nirgendwo erlernbare implizite Fertigkeiten oder ›unbewusste Reflexe‹ auf, die Hinweise geben, mit welchen Mitteln und auf welche Art und Weise ethnografisches Wissen am besten gewonnen werden kann und die nur durch Erfahrung regelmäßiger Feldforschungen allmählich zu Eigenschaften eines ›echten‹ Ethnografen werden. Dieses tradierte ›Learning by Doing‹ ist zugleich eine Form der Aneignung und Produkt des Berufshabitus.

Die Regelmäßigkeit von Feldforschungen stellt für den Fachhabitus russischer EthnografInnen das zentrale Ein- und Ausschlusskriterium dar. Darin besteht der auffälligste Unterschied der russischen Ethnografie zur gegenwärtigen Europäischen

65 Ebd.

Ethnologie, die ich am Fallbeispiel des IfEE erforscht habe – für mich die größte Überraschung.⁶⁶

Ein anderer Aspekt des EthnografInnen-Habitus sind die im Berufskollektiv »verwurzelten« Vorstellungen von dem im Feld erworbenen Wissen und vom Ethnografen selbst, die in der informellen Kommunikation tradiert werden und als Raster für innerberufliche Klassifikationen von Zugehörigkeit dienen. So ist eine der obligatorischen Eigenschaften des »wahren« ethnografischen Wissens seine mangelnde Zugänglichkeit. Dass (»ernste«) Ethnografie als Praxis mit solchem Wissen operieren soll, wird aus keinem Lehrbuch entnommen, sondern als traditionelle, selbstverständliche Berufsnorm nur in der ethnografischen Fachsozialisation über informelle Kommunikationswege angeeignet. So sind z. B. für alltägliche Gespräche sowie für Tischgespräche zu besonderen Anlässen im MAE Geschichten und »Berufsanekdoten« aus und über Feldforschungen üblich, die sie als Praxis des Aufsuchens von entfernten Orten und des Vertraut-Seins mit Exotischem darstellen. Echtes ethnografisches Wissen befindet sich weit weg vom städtischen Alltag der ExpertIn; um es zu gewinnen, muss die ExpertIn gewisse Schwierigkeiten überwinden.

In der russischen Ethnografie spricht man daher, wie bereits erwähnt, von **Expeditionen**, weil Feldforschungen traditionell in mehr oder weniger entfernten Regionen stattfinden. Das hängt bekanntlich mit typischen Forschungsschwerpunkten um die »traditionelle Kultur« zusammen, mit der man dörfliche Kultur der abgelegenen Regionen, möglichst weit von der »Zivilisation«, meint. Auch im oben erwähnten Jahresbericht wird gezählt, wie oft man im Jahr zur Feldforschung weggefahren war. Der professionelle Status eines Ethnografen als Experte ist also traditionell mit der Bewegung im geografischen und sozialen Raum und mit dem Verlassen des Ortes alltäglicher Tätigkeit von WissenschaftlerInnen verbunden.

Die Hindernisse im Erwerb professionellen Wissens werden in Feldgeschichten über Motive der Entfernung und des schwierigen Wegs realisiert: »Damals, Anfang der [19]90er, war es so, je weiter wir fuhren, je entlegener das Dorf war, desto cooler waren wir/.../Wtorowagaj war so ein Krähwinkel, dass es dort nicht mal ein Telegrafenamt

66 Alle Feldforschungen der von mir interviewten, fest angestellten MitarbeiterInnen, die den »Mittelbau« oder »Kern« des Instituts bilden, waren sporadisch und bezogen sich auf obligatorische Studienprojekte oder Qualifikationsarbeiten. Eine andere Gruppe von InterviewpartnerInnen, die die Feldforschung regelmäßig betrieb, waren MitarbeiterInnen von Drittmittelprojekten. Aufgrund der zeitlichen Begrenztheit der Arbeitsstelle, geringerer Intensivität der Teilnahme an Institutsprozessen und der anderen Finanzierung konstituierte sich die Rolle von »Drittmittelleuten« im Institutskollektiv als »Außenseiter«. Die Feldforschung wird nicht zum Kriterium der Zugehörigkeit zum europäisch-ethnologischen Kollektiv.

gab...«.⁶⁷ Mein Kollege und Chef der Abteilung für Europäistik erzählte nicht ohne Berufsstolz folgende Geschichte aus seinen regelmäßigen Expeditionen nach Albanien:

»Unsere Gruppe begegnete dort [Name], der an der Universität [N], forscht und [...] solche dicken Bücher schreibt. Wir waren auf dem Weg in die Berge und führen eine Weile zusammen. Dann sind wir getrennte Wege gegangen: Wir wurden mit einem Jeep zu einem Dorf hochgefahren und der Kollege begab sich in eine tiefe, tiefe Schlucht, also, wirklich ganz weit und tief. Und dort nach ein paar Kilometern gibt es ein touristisches Dorf mit einem Hotel und einem Restaurant, wo sich [Name] mit einem Bewohner an einen gemütlichen Tisch unter den Sonnenschirm hinsetzt, sich ein Glas Bier bestellt und seine Informationen sammelt. Wir dagegen arbeiteten auf Bergweiden in der prallen Sonne.«⁶⁸

Der gleichen Einschätzung von Feldforschungen durch Bewegung begegnet man in den Überlegungen einer Ethnologin (Völkerkundlerin):

»Aber weißt du, das ist wirklich ein Unterschied, ob du in der eigenen Gesellschaft forschst, du bist berufstätig und forschst in der eigenen Gesellschaft und das noch hier vor Ort, oder ob man wirklich den Akt wagt, und den Akt macht, herauszutreten und woanders hinzugehen, das ist ein Unterschied. Ich meine, die Dagmar [Neuland], die haben damals während des Studiums ein so genanntes Börde-Projekt gemacht, d. h. in der Magdeburger Börde geforscht. D. h. sie mussten aus Berlin weg, um dahinzufahren und dort die Forschung zu machen. Das ist ein Unterschied, als wenn du hier einmal rausgehst und dann zum Kotti fährst und ein Interview führst. Das ist für mich keine Feldforschung.«⁶⁹

Der Topos von Schwierigkeiten auf dem Weg zu ethnografischem Wissen realisiert sich über den körperlichen Code. Der körperliche Code spiegelt Vorstellungen von spezifischen physischen Eigenschaften des Professionals wider, die in informeller Kommunikation ebenso übertragen und wiederholt werden. Das Leben in spartanischen Verhältnissen auf Expeditionen verlangt von EthnografInnen eine körperliche und gesundheitliche Resistenz, auf die in stilisierten scherzhaften Eidestexten russisch-sowjetischer EthnografInnen (als AnfängerInnen im ersten Feld) hingewiesen wird:

67 Smirnova, Notizen (wie Anm. 2), S. 301.

68 Dr. Alexander Novik, Leiter der Abteilung für Europäistik, informelles Gespräch, Feldtagebuch der Autorin, 2011.

69 Elisabeth Tietmayer, Interview vom 14. I. 2013.

»Ich schwöre, auf Wärme und Gemütlichkeit städtischer Wohnungen zu verzichten und mich mit dem zu begnügen, was mir das Feld bereitet [...]. Ich schwöre, dass mich in meiner Arbeit weder Wind noch Regen oder Hagel, weder Hitze noch Kälte, weder Sättigkeit noch Hunger zurückhalten werden.«⁷⁰

Durch die (etwas angeberische) Vorführung körperlicher Anspruchslosigkeit und des gemeisterten Umgangs mit existenziellen Schwierigkeiten, mit denen der Ethnograf in einer fremden Kultur konfrontiert ist, wird die symbolische Grenze zwischen ExpertInnen und Außenstehenden gezogen:

»Feldforscher sind kaum durch irgendwelche Lebensbedingungen zum Staunen zu bringen. In Kuhställen waren wir mal untergebracht und in roten Ecken⁷¹, in Turnhallen, in verlassenen Häusern mit Gespenstern, in Wohnheimen zusammen mit Bauarbeitern. Besonders bemerkenswert sind immer Toiletten. [...] Eine davon wurde von uns im Dorf Margenau der Omsk-Region benutzt. Sie war ganz normal in allem, bis auf die Türen. Es gab nämlich gar keine Türen. Wir haben einen Pappbogen gefunden: Man musste ihn bei der Nutzung der Toilette in der Hand halten, anders ging's nicht. Der Bogen verdeckte den sitzenden Menschen bis auf den Hals. Eigentlich nichts Besonderes. Aber es gab einen Umstand: Direkt vor dieser Toilette verlief die Bundestraße Moskau-Wladiwostok.«⁷²

In Narrativen aus dem Berliner Feld findet sich das gleiche Motiv in ähnlichen Situationen, nämlich Feldforschungen auf Dörfern, Feldforschungsreisen in andere Kulturen:

»Wir waren mit ihm [Fred Rose] auf dem Dorf zum Feldforschen, das ist ein extra Thema, darüber können wir lange reden. Und da hat er mit uns so im Wohnwagen geschlafen, und das war alles sehr offen.«⁷³

»Ich sah, wie man die Seife gekocht hat, wie es stank. Ja, es war so, es gehörte dazu. Mit dieser Seife hat man sich Kleider gewaschen, und die Hände gewaschen, und den Körper gewaschen.«⁷⁴

70 Schepanskaja, Vergleichende Ethnographie (wie Anm. 2), S. 119.

71 Es wird ein gesonderter Raum mit der roten Fahne und Lenin-Porträts in staatlichen Einrichtungen zum Zweck der politischen Propaganda usw. gemeint sein.

72 Smirnova, Notizen (wie Anm. 2).

73 Mohrmann (wie Anm. 9).

74 Vanja (wie Anm. 7).

Solche Erzählungen sollen den professionellen Status der Ethnografin in der informellen Kommunikation untermauern: Die Tatsache, dass er/sie physische Unannehmlichkeiten und schwierige Situationen zu meistern und trotzdem ethnografisches Material zu erwerben vermag, bezeugt seine/ihre hohe Professionalität. Daher können diese Fähigkeiten sowie implizites Wissen über die ›Methoden‹ als spezifisches symbolisches Kapital betrachtet werden, dessen Besitz und Vererbung vom Berufskollektiv reguliert wird und es auch in dieser Hinsicht der Familie näherbringt.

Fazit

Die angeführten deutschen und russischen Fallbeispiele beziehen sich auf ›klassisch ethnologisch‹ arbeitende Kollektive, d. h. EthnologInnen, russisch-sowjetische und DDR-Ethnografinnen, und weniger auf die gegenwärtigen Europäischen EthnologInnen. Der Kern dieser Gemeinsamkeiten verbirgt sich letztendlich in dem Phänomen der Kollektivität und der Auseinandersetzung von Kollektivmitgliedern mit diesem Phänomen.

Das Handeln von Personen im Kontext des Kollektivs ermöglicht die Anwendung der Gruppentheorie und zugleich der Metapher der Familie auf das Kollektiv. Die analysierten familienähnlichen Funktionen des Studien- bzw. Arbeitskollektivs gaben einem Anfänger emotionale Unterstützung durch informalisiertes Verhalten in der Gruppe, halfen ihm/ihr damit, zum Teil der Gruppe zu werden, und boten Möglichkeiten für informelle Kommunikation. Die informelle Kommunikation spielte im Kollektiv eine wichtige Rolle für die Herauskristallisierung der ethnografischen Berufsidentität.

Der ›Berufshabitus‹ als Erzeugungsmodus von Praxis der Feldforschung und ihrer Wahrnehmungen ließ Kollektive von FeldforscherInnen mit ähnlichen Kulturen entstehen: Das Feld fungierte hier als kommunikatives Milieu, in dem wiederum die Aneignung des Berufshabitus erfolgte, der den spezifischen Arbeitsstil ethnografischer Institute der DDR und der UdSSR produzierte.